

Hier lebt es sich sauber und sicher.
Für den Hundekot liegen Tütchen bereit,
am Zaun kontrolliert ein Wachschutz –
und es gilt die deutsche Straßenverkehrsordnung.

Keine Frage:
Wir sind in Russland

VON MORITZ GATHMANN

Deutschland beginnt mit einem Gitterzaun. Er ist grün, aus Metall und mehr als mannshoch. Kameras in den Bäumen folgen dem Fußgänger, der am Zaun entlangwandelt, auf der Suche nach der Pforte. Dort fragt eine junge Russin nach dem Pass und gewährt Einlass. Ein Aufkleber auf dem kugelsicheren Fenster informiert: „Die Corporation Sheriff sorgt für Ihre Sicherheit!“

Hier im Südwesten der Stadt ist Moskau so grau-grünlich, wie man sich Russland gerne vorstellt: 20-geschossige Wohnsilos, die Höfe dazwischen vollgeparkt mit Autos, aus der nahen Ferne grüßt vom Dach eines Betonklotzes das blaue Firmenlogo von Gazprom. Trotzdem gilt der Stadtteil unter Moskauern als gute Wohngegend, weil es hier vergleichsweise wenig Industrie gibt. Eine Dreizimmerwohnung in einem der Betonbauten außerhalb des Zauns kostet ab 1500 Euro im Monat.

Drinne, im „Deutschen Dorf“, plätschert ein kleiner Brunnen neben schmiedeeisernen Bänken. Die Szenerie könnte ein Suchbild für Moskaukundler sein: Was fehlt? Die Schlaglöcher! Die Graffiti! Der Müll! Stattdessen sieht man Hundetütenspenden der Marke „Sac-o-Mat“. Sogar die Zeiten für die Müllentsorgung an den Containern sind auf Russisch und Deutsch ausgeschrieben, und ein Schild am Eingang informiert: „Hier gilt die deutsche StVO.“ Das „Deutsche Dorf“ ist Deutschland in konzentrierter Form, auf einem Gelände, das kaum größer ist als drei Fußballfelder.

„Deutsches Dorf? Wenn ich das schon höre! Wir sind das Wohngebiet der Botschaft der Bundesrepublik Deutschland“, wird die Verwaltungsleiterin Heidrun Linke den Unwissenden später zurechtweisen. Der Name „Dorf“, den manche Bewohner verwenden, ist tatsächlich mehr Wunsch als Wirklichkeit. Böse Zungen sprechen eher vom „deutschen Ghetto“.

Wer sich hier niederlässt, hat die Wahl zwischen dem 16-stöckigen „Zickzackhaus“ und dem zwölfstöckigen „Langhaus“. Macht zusammen 400 Wohnungen. Die zwei Blocks wurden nach 1975 gebaut, für DDR-Handelsvertreter, DDR-Diplomaten und sonstige Vertreter der sowjetisch-ostdeutschen Nomenklatura. Im Grunde könnten sie so auch in Marzahn stehen, ohne Zaun natürlich und nicht so hochwertig saniert: Vier Zimmer kosten 3000 Euro im Monat. Dafür bietet das „Deutsche Dorf“ den Bewohnern ein Gefühl der Sicherheit vor den Untiefen des Moskauer Alltags. Sogar Wladimir Putin schickte seine beiden Töchter auf die deutsche Schule, die ebenfalls auf dem Gelände liegt.

Aber es ist auch eine Art Zwangsjacke für sehr unterschiedliche Menschen. Die Ostdeutschen, die nach der Wende nach Russland gingen und als Vertreter deutscher Firmen von ihren alten Parteikontakten profitierten, sind so eine Gruppe, die völlig unter sich bleibt. „Die grüßen auf der Straße nicht“, sagt ein Bewohner. Auch sonst wird wenig begrüßt. Obwohl hier nur so viele Einwohner leben wie in einem kleineren Dorf auf der Schwäbischen Alb, ist das Sozialleben begrenzt: Christen treffen sich in der ökumenischen Gemeinde, junge Eltern in der Schule und im Kindergarten – der Rest im „Deutschen Eck“.

Bernd Friedebold sitzt in kurzer Hose und Hemd vor seinem Deutschen Eck, einem Fachwerkhäuschen, das er letztes Jahr zusammen mit sibirischen Arbeitern aus dem Boden gestampft hat. Gerade geht ein Moskauer Arbeitstag zu Ende, die Herren Diplomaten und Attachés, die Ingenieure und Firmenvertreter haben sich durch den Moskauer Stau gekämpft und ihre Wagen auf den durchnummerierten Parkplätzen abgestellt.

Die Holzstücke rundum sind voll besetzt, die Stimmung locker, fast wie in einem deutschen Biergarten. Man diskutiert über den deutschen Atomausstieg, der vermutlich mehr Gaslieferungen aus Russland bedeutet. In letzter Zeit schimpfen sie an den Holztischen auch gerne laut auf Europa, das den Euro an die Wand

fährt. In der Mitte des Biergartens dreht sich derweil friedlich eine mannshohe hölzerne Windmühle, umringt von Gartenzwergen. Letztere sind eher Provokation als Bekenntnis: Nach der Eröffnung hatten einige wenige Bewohner Unterschriften gesammelt, weil ihnen die Kneipe „zu deutsch“ war. Weil Friedebold so etwas nicht ausstehen kann, setzte er mit den Gartenzwergen noch einen drauf. Ansonsten hat er sich bemüht, alle Deutschen zu umarmen, man sieht es der Speisekarte an: Bayrische Schweinshaxe, Badische Kartoffelsuppe, Thüringer Bratwurst und Königsberger Klopse. „Schlips ab, Bier trinken, herzhaft essen“, nennt Friedebold sein Konzept. Den Deutschen gefällt's, weil es in Moskau inzwischen Restaurants für jeden Geschmack gibt, aber Gemütlichkeit eben eine deutsche Spezialität ist.

Friedebold, 50, erinnert an Peer Steinbrück: das Haar licht, der Charakter fröhlich. Über einen guten Scherz lacht er gern und polternd. Eine randlose Brille würde er dagegen nie tragen, und seine Pranken, die nun das „Maxlrainer“-Bierglas umschließen, sind robust, man sieht ihnen an, dass sie gerne anpacken.

Sein Leben teilt sich ziemlich genau in zwei Hälften. Den Anfang machte er in Sachsen-Anhalt und Potsdam, wurde Lehrer für Mathematik und Erdkunde. Das war mit der Wende ebenso vorbei wie seine erste Ehe. Friedebold schulte um auf Ingenieur für Holzverarbeitung, damit begann das Abenteuer seines Lebens – der wilde Osten. Der gefiel ihm, denn hier konnte er loslegen. „Jeden Morgen aufwachen mit dem Gedanken, dass es 100 Probleme gibt“, erinnert er sich an die wildesten Zeiten, „und dass du 99 von ihnen mit Geld lösen kannst.“ Friedebold ist kein Diplomat, er spricht das aus, wovon viele deutsche Firmenvertreter einem deutschen Journalisten erst nach sehr vielen Pils erzählen.



Ein Wirt und seine Gäste. Besucher des „Deutschen Ecks“ (oben); Bernd Friedebold, Gründer und Inhaber der Gaststätte (unten).



Betonidylle. Gartenzwerge vor der Dorfkneipe. Fotos (3): Gathmann

Das deutsche Eck von Moskau

Sein Abenteuer begann 1993. Mit einer dänischen Firma gelangte er über Ungarn und Rumänien nach Moldawien, wo er seine Frau kennenlernte. 1998 ging es dann richtig los: Zwei Russen aus der sibirischen Öl- und Gasförderstadt Surgut riefen an. „Keine Ahnung, wie die mich gefunden haben“, sagt Friedebold lachend, „aber sie brauchten einen Deutschen mit Bauernfahrung“. Die Stadt mit heute 300.000 Einwohnern wuchs damals im Gleichschritt mit dem Öl- und Gasboom – und Friedebolds Firma wurde binnen weniger Jahre zur größten Baufirma mit mehreren hundert Mitarbeitern.

2004 kehrte die inzwischen vierköpfige Familie nach Moskau zurück. „Die Kinder mussten an die deutsche Schule, sonst hätte ich ihnen die Rückkehr nach Deutschland verbaut“, sagt Friedebold. „Ansonsten“, jetzt klingt er zum ersten Mal wehmütig, „wäre ich noch in Sibirien.“ Hubschrauberflüge am Polarkreis musste er nun eintauschen gegen nervtötende Büroarbeit – als Moskauer Büroleiter eines deutschen Konzerns.

Das Vertrauen der Firmenleitung zu ihrem Mann in Moskau war schnell dahin, weil das Prinzip der 99 Probleme, das vorher immer funktioniert hatte, nun auf deutschen Widerstand stieß. Für „Kosten, die in Deutschland keiner veranschlagt“, hatten seine Chefs immer weni-

ger Verständnis. Der staatliche Kontrolleur etwa, der unzufrieden ist mit dem Brandschutz der neuen Produktionshalle. „Mit dem muss ich mich einigen“, erklärte Friedemann seinen Chefs. „Aber nicht offiziell – das will der gar nicht!“

Nach drei Jahren warf er das Handtuch. Heute berät er Ausländer beim Hausbau in Moskau, das „Deutsche Eck“ ist eher ein Hobby – und ein Wunsch seiner Frau. Zwar ist auch Friedebold der ewigen Korruption im Arbeitsalltag inzwischen etwas müde, aber eines haben die zwei Jahrzehnte ihn gelehrt: „Wir können nicht Russland verändern – wir müssen uns leider anpassen.“

Eher wenig angepasst hat sich über die Jahre Heidrun Linke. Es ist Sonntag, die Mittfünfzigerin hat Bereitschaftsdienst und kommt im roten, ärmellosen Polohemd und Dreiviertelhose aus dem zwei-stöckigen Verwaltungsgebäude, das zwischen Lang- und Zickzackhaus steht. Die Hälfte der Bewohner ist wie jeden Sommer in der Heimat oder im Urlaub, Linke kann es also ruhig angehen lassen.

Die gebürtige Leipzigerin kam 1988 zum ersten Mal mit ihrem Mann, einem Wissenschaftler, nach Moskau. Und war wenig begeistert. Was sollte eine Fremdsprachenkorrespondentin mit Englisch und Spanisch hier? „Dass wir Ostdeutschen grundsätzlich einen besseren Draht

zu den Russen hatten, stimmt nicht“, sagt sie. Doch bald schloss sie Freundschaften mit Vertretern der Moskauer Intelligenzja und änderte ihre Meinung über die Russen. Ganz besonders lieb gewonnen hat sie die „Küchengespräche“ mit russischen Freunden – Nächte, in denen man bei unzähligen Tassen Tee über Gott und die Welt diskutiert, bis der Morgen graut. Seit 2001 ist Linke Verwaltungsleiterin des deutschen Wohngebiets.

Die Sächsin ist so etwas wie die Dorf-mutter. Linke schlichtet, wenn dem einen Deutschen die Klimaanlage des anderen Deutschen auf den Balkon tropft, sie verwaltet die Warteliste für die begehrten Mehrzimmerwohnungen, und wenn es sein muss, legt sie sich nachts mit Sicherheitsleuten auf die Lauer, um Fahrraddieben das Handwerk zu legen.

Die meisten ihrer Deutschen bleiben für drei oder fünf Jahre. Deutschland ist der wichtigste Handelspartner Russlands: 2009 gingen in beide Richtungen Waren im Wert von fast 50 Milliarden Euro, über 6000 deutsche Unternehmen haben in Russland Tochterfirmen oder Repräsen-

FAKTEN

Tief im Südwesten



Das „Deutsche Dorf“ liegt unweit der Moskauer Stadtgrenze. In den siebziger Jahren für DDR-Funktionäre gebaut, beherbergt die Siedlung heute neben Botschaftsangehörigen vor allem deutsche Geschäftsleute.

tanzen, die meisten in Moskau. Viele Gesandte werfen aber schon nach einem Jahr das Handtuch, sagt Linke. Manch einer erträgt den „Abstieg“ aus seinem Häuschen im Schwarzwald nach Moskau-Marzahn nicht. Viele scheitern auch an ihrer deutschen Sturheit. „Mit dem Großmannstum, das manche hier an den Tag legen, kommt man nicht weit“, weiß sie. „Die Russen lieben zwar die Korrektheit und die Pünktlichkeit der Deutschen, aber man muss sich auch in ihre Mentalität reindenken.“ Vielleicht steht für die Russen Ordnung nicht an erster Stelle, dafür lieben sie spontane, schnelle Entscheidungen. „Es gibt kein Hin und Her wie bei den Deutschen – wenn sie etwas machen wollen, dann finden sie auch das Geld.“

Dass Deutsche und Russen voneinander lernen können, ist ein Befund, der weit in die russische Geschichte zurückreicht. Schon im 16. Jahrhundert existierte am Moskauer Stadtrand eine Siedlung namens „Nemezckaja Sloboda“, was übersetzt „Deutsche Vorstadt“ bedeutet. Bewohnt wurde sie von westeuropäischen Ingenieuren, Handwerkern und Militärexperten, die Zar Iwan der Schreckliche gezielt nach Russland rief, um sein technisch rückständiges Land zu modernisieren.

Lange pflegte Moskau ein zwiespältiges Verhältnis zu seinen Gästen: Einerseits brauchte man ihre Fachkenntnisse, andererseits fürchtete man ihre fremdartigen Sitten, weshalb man sie in einem peinlich abgeschirmten Ghetto jenseits der Stadtmauern ansiedelte. Erst ein späterer Zar erkannte das Potenzial der Deutschen Vorstadt: Peter der Große, der wohl nachhaltigste Reformator der russischen Geschichte, entwickelte seine Vision eines europäisch geprägten Russlands bei seinen jugendlichen Streifzügen durch das Ausländerghetto.

Auch seine erste Geliebte lernte Zar Peter hier kennen, Anna Mons, die Tochter eines westfälischen Weinhändlers. Das ist natürlich lange her, aber auch im heutigen Deutschen Dorf sind transnationale Liaisons keine Seltenheit. Die meisten Männer hier sind mit Frauen aus Russland oder anderen GUS-Ländern verbandelt. Viele finden in Moskau ihre neue Liebe, besonders dann, wenn die deutsche Familie nicht mitkommt nach Russland. Nicht immer endet das glücklich. „Manche Deutsche lassen sich von jungen Russinnen den Kopf verdrehen, und dann haben sie plötzlich ein Kind und merken, dass es vielleicht doch nicht die große Liebe war“, sagt Friedebold.

Domink Weiel (Zickzackhaus, zehnter Stock) hat sich sogar orthodox taufen lassen aus Liebe. Dass es dann doch keine Hochzeit gab, lag nicht an ihm, was eine traurige Geschichte ist, über die Weiel nicht so gerne spricht. Lieber erzählt er von den fünf Jahren, die er hier als Geologe für die deutsche Wintershall gearbeitet hat, zuletzt in einem russischen Partnerunternehmen, das zusammen mit den Deutschen ein riesiges Gasfeld namens Juschno-Russkoje entwickelt. Der 43-jährige Weiel pendelte zwischen Moskau und der Stadt Urengoi nahe des Polarkreises und modellierte zusammen mit einheimischen Kollegen die Lagerstätte.

„Arbeiten in Russland hat einen hohen Erinnerungswert“, sagt er lachend. „Es passiert immer irgendwas.“ Als Geologe für das Alfred-Wegener-Institut für Polar- und Meeresforschung, das war lange vor seiner Wintershall-Zeit, ging er auf Forschungsfahrt an Bord der russischen „Akademik Petrow“ und überstand den Zusammenstoß mit einem Eisberg in der arktischen Karasee. Ein anderes Mal wären sie beinahe im arktischen Eis gestrandet, weil das russische Partnerinstitut offenbar das Geld für den gecharterten Hubschrauber unterschlagen hatte.

Im Deutschen Dorf hat Weiel Hilfe gefunden, wenn sie nötig war. Vor allem aber hat er die besondere Freundschaft der Russen schätzen gelernt: „Sie wirken ja sehr verschlossen, lächeln wenig. Aber wenn man sich erst mal kennengelernt hat, dann hält es meist für immer“, sagt Weiel. Trotz der gescheiterten Hochzeit wird er nicht alleine aus Russland zurückkehren. Mit ihm im Flieger wird Lubomir sitzen, sein sibirischer Kater. Die Katzenart zeichnet sich durch besonders dickes Fell an den Pfoten aus. Eine Eigenschaft, die wohl keinem schadet, der in Russland sein Glück versucht.